

von Otto Flake.

Im Frühjahr 1912 war mein erster Roman erschienen. Ich hatte noch nicht gewagt, ihn dem Verlag anzubieten, von dem Stefan Zweig einmal sagte, die Aufnahme in ihn bedeute soviel wie die Anwartschaft auf den Marschallstab. Gemeint war S. Fischer in Berlin, der Verleger von Hauptmann, Ibsen, Schnitzler, Hesse, Wassermann, Eduard von Keyserling, Thomas Mann und so fort.

Fischer gab auch die führende Zeitschrift "Die Neue Rundschau" heraus. Sie war so angesehen, dass man ihr als Unbekannter nicht einfach ein Manuskript schickte, sondern wartete, bis sie selbst die Mitarbeiter-schaft anbot.

Es kommt oft vor, dass einem Autor das erste Buch gelingt, da er ja in seinen Jugend- und frühen Mannesjahren eine Menge erlebt hat - dass aber beim Versuch, das zweite zu schreiben, der Schwung bereits versagt. Das zweite Buch, nicht das erste, entscheidet darüber, ob die Begabung reicht.

Ich war also im Sommer des erwähnten Jahres beim zweiten Buch und sass im entlegensten Winkel von Belgien am Meer; das Haus stand auf einer Düne, einsam und erhöht. Am Abend fuhr mit hellen Kabinen das englische Postschiff vorbei, und nachts blinkte der Leuchtturm von Dünkirchen am Horizont. Mein Zimmer ging auf die Rückseite, auf die Dünenlandschaft mit den noch geschlossenen Sommerhäuschen, neben denen meist ein Hollunder blühte.

Schriftsteller gehören zoologisch zu den nervösen Tieren, sie sind empfindlich und empfänglich wie ein Rossapferd. Ich wusste nicht, ob

in der Heimat mein Erstling Beachtung fand und hätte, wenn die Arbeit stockte, eine Ermutigung, einen Ansporn gebraucht. Der Briefträger kam einmal am Tag; durchs Fenster sah ich ihn durch den Sand waten, von weitem schon.

Eines Morgens war unter seiner Post ein Heft der Neuen Rundschau. Es enthielt eine Besprechung meines Romanes, und die Besprechung war ein ganzer Essai, von der Hand Felix Poppenbergs. Wie Hofmannsthal und Hofmiller gehörte er einem Typus an, der sich seither nicht erneuert hat; diese aufmerksamen und selbstlosen, aber in ihrem Urteil so sicheren Beobachter, die sorgfältig geschriebene Aufsätze über ein Thema oder ein neues Talent verfassten, findet man kaum noch. Es war wie ein Glöckchen, dass Poppenberg, als der Weltkrieg ausbrach, freiwillig Abschied vom Leben nahm - er wusste mit erstaunlicher Hellsichtigkeit, dass für Leute wie ihn, die ich die Gentry des Geistes nennen möchte, die Zeit vorüber war.

Er hatte mir einen grossen Dienst erwiesen: ich war in die Literatur eingeführt. Es zeigte sich sofort; noch in der gleichen Woche schlug die Neue Rundschau mir vor, einen Beitrag einzusenden. Ich schrieb ihm, er gefiel, und die Anfrage folgte, ob ich nicht auch einen neuen Roman anzubieten hätte. Der Ansporn war da, das Buch kam voran, und als nur noch die letzten Kapitel ausstanden, setzte ich mich, auf halbem Weg nach Berlin, in den Harz, schrieb am Tage auf Bänken in den Wäldern die fehlenden Seiten und übertrug sie abends, wenn die Hirsche röhreten, auf die Maschine.

Das Manuskript ging nach Berlin, ich folgte bald und wartete auf Nachricht in einer Pension der Taubentzienstrasse. Die Nachricht kam; Moritz Heimann schrieb, die Sache sei in Ordnung, und bat um meinen Besuch. Eines Morgens im Oktober sass ich dem praecceptor Germaniae

gegenüber, im Verlagshaus, das an der Bülowstrasse stand.

Die Bezeichnung bezog sich auf die Rolle, die Heimann als Lektor Fischers spielte, auf seine hohe Bildung, auf seine Verbundenheit mit dem deutschen Idealismus, und enthielt keine Ironie. Er war der edelste Jude, dem ich begegnet bin; seinem altägyptischen Namseskopf fehlte jeder Sinn für das Geschäft.

Während wir uns unterhielten, trat Oskar Loerke ein, der im Verlag angestellt war - ein etwas schwerblütiger Ostpreusse, ein Lyriker, den nur eine kleine Gemeinde zu würdigen wusste, und ein gründlicher Kenner Bachs. Im Verlag war auch der Schwabe Paul Bipper beschäftigt, in der kaufmännischen Abteilung; später wurde er freier Schriftsteller und durch seine Tierbücher in breiten Kreisen bekannt.

Heimann rief Fischer an und fragte, ob er den neuesten Autor empfangen wolle. Ich wechselte das Zimmer und erblickte nun den Mann, der in fünfundzwanzig Jahren aus einem kleinen Buchhändler der führende Verleger der modernen Literatur geworden war. Diese erste Begegnung schloss mit einer Einladung in sein Haus im Grunewald.

Mein Roman wurde rechtzeitig zu Weihnachten gedruckt; auch der erste ging an Fischer über, und in der Folge erschien nahezu meine ganze Produktion bei ihm. Die Neue Rundschau stand mir zwei Jahrzehnte lang als Sprachrohr zur Verfügung. Es gab während dieser Zeit nur wenige Hefte, in denen nicht einer meiner kritischen oder kulturpolitischen Aufsätze stand.

Fischer starb 1934; ein gütiges Geschick bewahrte ihn davor, die Bedrohung und die Spaltung seines Lebenswerkes mitzumachen. Während die-

ser Jahrzehnte verbrachte ich den Winter, und oft auch das Frühjahr, in Berlin und schlug an zahllosen Abenden den Weg nach der Erdener Strasse im Grönewald ein. Fischer und seine Frau hielten ein grosses Haus; man sah alles, was in der Literatur, in der Musik, im Theater einen Namen hatte, in diesen Räumen. Die Halle war mit zarten Fresken von Waſser geschmückt, in den Salons hingen Bilder von Liebermann, van Gogh, Ludwig von Hoffmann, Gauguin.

Berlin war das geistige Zentrum im organisatorischen Sinn. Jeder, der etwas zu sagen oder anzubieten hatte, liess sich hier blicken, und im Hause Fischer konnte ich ihn in Augenschein nehmen. Zwei Ströme schnitten sich: die Schriftsteller aus den nordischen Ländern und die aus Wien. Beide Lager waren im Verlag in Fülle vertreten: die Nordländer durch Ibsen (der nicht mehr lebte), Geyerstam, Ellen Key, Johannes V. Jensen, Peter Nansen, Madelung; die Wiener durch Schnitzler, Hofmannsthal, den Shawübersetzer Trebitsch, Peter Altenberg, der in Aussee wohnende, aus Fürth stammende Wassermann sei dazu gerechnet.

Fischer hatte sich Strindberg, Wedekind, Heinrich Mann entgehen lassen, das heisst, er hatte sie abgelehnt, wie er später Remarques "Aus dem Westen nichts Neues" ablehnte, ungeachtet des Zuredens von ~~nieren~~ ~~und~~ ~~anderer~~ ~~Seiten~~. In den Fällen Strindberg und Wedekind mochte er befürchtet haben, sehr unbequeme und fordernde Autoren übernehmen zu müssen; beide befanden sich in ewigen Geldverlegenheiten.

Aber das nur nebenbei. Es imponierte mir, dass er es so gut verstand, mit dem äusseren Erfolg innerlich, persönlich Schritt zu halten. Als er aus Ungarn nach Berlin kam, war er in recht bescheidenen Verhältnissen gewesen; nicht alle Selbmadamen entschlossen sich, ihr Geld an grosszügige Gastfreundschaft zu wenden, oder sie taten es aus Ehr-

geiz, um eine gesellschaftliche Rolle zu spielen - im kaiserlichen Deutschland, um Leute mit Titeln bei sich zu sehen und Kommerzienrat zu werden.

Im Hause Fischer schieden diese Gesichtspunkte aus; seine Salons bereiteten der geistigen Republik eine Stätte. Die Tafel vereinigte selten weniger als zwölf Personen, oft weit mehr, und nach Tisch kamen zusätzliche Gäste. Es wurde musiziert, bekannte Künstler vereinigten sich zu Terzetten und Quartetten; die Unterhaltungen waren Gespräche, anregend, fördernd. Meine Fischdamen ergüben, im Verlauf der Jahre eine stattliche Zahl; die erste war Gabriele Reuter, die noch aus der Frühzeit der Frauenemanzipation stammte, die zweite Irene Triesch, die Tragödin. Unter den letzten erinnere ich mich die scharmante, witzige Käthe Dorsch und an Brigitte Horney mit den schwermütigslavischen Augen.

~~MINNIX~~ Einmal, als ich neben Frau d'Albert sass, lief mir ein faux pas unter, durch die Andeutung, sie habe sich seit dem letzten Mal, dem vergangenen Jahr verändert. Es war eine neue Frau d'Albert, der Komponist stellte einen Rekord auf mit seinen Ehen.

Die Herrin des Hauses, Hedwig Fischer, veröffentlichte vor ein paar Jahren die Briefe, die Rilke ihr geschrieben hatte (er war nicht Autor des Verlages). Im Teezi mer stand ein Schränkchen, das bündelweise die ihr zugesandten Briefe enthielt. Ich habe Rilke nicht persönlich gesehen, gelegentlich äusserte er sich freundlich über meine Bücher. Seit Kriegsausbruch mied er wohl Berlin. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass Hermann Hesse mir in Zürich einmal sagte, er sei nie in Berlin gewesen und werde auch nie hinfahren.

Mit Gerhard Hauptmann wurde ich schon vor dem Kriege bekannt und habe ihn dann oft gesehen, in Berlin, in Agnetendorf, in Baden-Baden. Als der Krieg ausbrach und Beethoven die heroischen Empfindungen stärken musste, kam Nikisch öfter zum Dirigieren nach Berlin, er war auch in Gesellschaft ein erwärmender, lebhafter Mann. Damals zog Carl Ludwig Schleich die Uniform an, er leitete ein Lazaret in Berlin. Als Arzt bedeutend - er führte die Infiltrationsanästhesie ein - als Mensch ein Temperament, als Schriftsteller ein genialischer Kopf, als Zecher ein sesshafter Kamerad, gab er jedem, der mit ihm zusammenkam, viel.

Er paukte mich mit einem Attest aus den Baracken von Jüterbog. heraus und ermöglichte mir, 1915 nach Brüssel in die Politische Abteilung zu gehen: ich ~~arbeitete~~ hier zwei Jahre als Theaterzensor, und es war eine farbige, interessante Zeit. Ich hätte das Recht gehabt, mich in eines der Häuschen zu setzen, die von flüchtigen Patrioten verlassen worden waren, aber es widerstrebte mir und ich zog vor, meine Zimmer selbst zu bezahlen.

In der Politischen Abteilung beim Generalgouverneur begegnete sich eine Schar von Schriftstellern und Dozenten aus allen Teilen des Reiches. Mein engerer Umgang waren August Grisebach, der ~~wollte~~ als Kunsthistoriker in Heidelberg starb; Fritz Schotthöfer von der Frankfurter Zeitung, der eine diplomatische Ader hatte und den Verkehr mit der Kurie leitete; Wilhelm Hausenstein, ~~hätte, wäre, und in Paris~~ einer der eindringlichsten Kunstschriftsteller und ein Liebhaber der verfeinerten Genüsse. Nach dem Büro zog ich mit ihm aus, um die versteckten Gaststätten zu probieren, an denen Brüssel so reich ist; Gottfried Benn, der Dichter, der als Militärarzt ein Syphilisspital betreute.

In Brüssel-Land besass Carl Sternheim, der Dramatiker, ein Gut, auf dem er in Treibhäusern die bekannten Tafeltrauben zog. Er hatte Quecksilber in den Adern, auch sein Haus atmete keine Ruhe aus.

1917, im Jahr der russischen Revolution, erfuhr in Berlin die Innenpolitik einen Ruck. Das Dreiklassenwahlsystem wurde abgeschafft und unter anderen Beschlüssen auch der gefasst, die offiziöse Norddeutsche Allgemeine Zeitung in ein demokratisches Blatt grossen Stiles zu verwandeln. Man bot mir an, unter glänzenden Bedingungen das Feuilleton zu leiten, und erklärte ausdrücklich, es solle eine deutsche Times entstehen, mit den besten liberalen Köpfen als Mitarbeitern. Ich nahm den verlockenden Posten an; aber als ich im November in Berlin eintraf, hatten die Bolschewiken den Frieden von Brest-Litowsk unterzeichnet, unsere garnicht demokratischen Generale wieder Oberwasser gewonnen, und nun hiess es, ich müsse die Mitarbeiter so wählen, dass auch der Kutscher auf dem Wittenbergplatz die Zeitung kaufe. Ich sass in der Falle und hatte bis Ostern auszuharren, wo ich nach Zürich ging.

Es war der berühmte Rübenwinter. Fast jeden Abend fuhr ich in den Grunewald hinaus zu Fischers, die sehr still lebten. Im gleichen Viertel wohnten Gerhard Hauptmann und Walter Rathenau, sie kamen oft herüber. Im kleinen Kreis, der sich manchmal um Bernhard Kellermann, den Autor des "Tunnels", und Stefan Grossmann, den Herausgeber des "Tagebuchs", vergrösserte, besprach man die Lage.

Hauptmann, dem jeder präzise & politische Sinn fehlte, begnügte sich mit einer allgemein gehaltenen patriotischen Empfindung; aber Rathenau, der inzwischen die Kriegswirtschaft organisiert hatte, wusste Bescheid und belehrte Hauptmann, den er duzte, etwas von oben herab. Rathenau lud mich in seine Villa zum Abendessen ein. Wir speisten allein, von Lakaien bedient, in einer kühlen Atmosphäre, der nicht nur das weibliche -8-

Element, sondern auch das einer freien Persönlichkeit fehlte; Rathenau war ein gehemmter Mensch.

An Ostern 1918 gelang es mir, mich nach Zürich schicken zu lassen.

Hier schloss ich Freundschaft mit Ernesto de Fiori, dem Bildhauer, und wurde durch ihn mit Hermann Haller, dem Schweizer Plastiker, mit Lehmbruck kurz vor seinem Selbstmord, mit dem russischen Malerpaar Jablonski und Frau Werefkin bekannt.

Das Zürich von 1918 war eine siedende Stadt, gefüllt mit Emigranten, Spionen und Gegenspionen, Dadaisten, Leuten, die in Kulturpropaganda reisten und Journalisten aus allen Ländern. Ich verkehrte mit der Tänzerin <sup>Klobildt</sup> von Derp und der gänzlich anders gearteten, garnicht lyri- Mary Wiegmann, der ich ihr erstes Programmheft ~~es~~ verfasste.

Ich begegnete Hugo Ball, dem Pfälzer, der an einer scharfen Kritik der Zeit schrieb und sich schon von den radikalen Gedankengängen den katholischen zuneigte; Alfred H. Fried, dem Herausgeber der "Friedenswarte" und Nobelpreisträger; Harry Graf Kessler von der Gesandtschaft in Bern, der auch zu den Fätscherautoren gehörte; Salomon Grumbach, der mit mir in Colmar zur Schule gegangen war, jetzt Franzose und Sozialist; Leonhard Frank, dem ich bei Kriegsende sein Züricher Häuschen abkaufte. Die deutsche Inflation zwang mich, es aufzugeben.

Ich lebte ein paar Jahre in Bayern, um 1926 und 27 in Südtirol auf dem Ritten, unweit des Kurortes Klobenstein, nunmehr verheiratet, in einem gemieteten Haus. Es hatte einen grossen Garten; in ihm empfangen wir während der Sommermonate Gäste. Ganz Deutschland schien zu reisen, an manchen Nachmittagen fanden sich zwanzig bis dreissig Besucher ein, es waren viele Leute mit Namen darunter.

Einmal, als ich mit Max von Schillings, dem Komponisten, Fembauer, dem Pianisten, Konrad von Kardorff, dem Maler, der mein Schwager war, durch den Ort ging, liefen die Kinder zusammen, um vier Riesen zu sehen.

Eine schlagfertige Antwort gab Frau Ehrlich, die Gattin des Salvarsanersforschers. Sie hatte auf einer Bank im Wald das Berliner Tagblatt in der Hand, ein Norddeutscher setzte sich hinzu und meinte: "Dieses Judenblatt - nun ja, im Ausland kann man es lesen, die Händler haben oft nichts anderes ". Sie erwiderte trocken: "Ich lese es auch zu Hause".

Ende 1937 liess Mussolini mich ausweisen, *unlänglicher Zeit kurz vorher* und ich *subtil* wählte, dass ich Baden-Baden zum Wohnsitz wählte.

*einer Erwählung wegen, die in der  
und dieser Verfall bewirkte,  
spielte. Hier muss man berücksichtigen,*

---